

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

19 (23.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 19 — 1915

Karlsruhe, 23. Januar

Die Theorie des großen Kriegs.

Der Offensivgeist, der die militärische Anschauung in Deutschland bedingungslos beherrschte, übte auch auf die Heeresleitungen des Auslandes Einfluß, wenn auch dort, wie es scheint, man zu meist im Kampf der Meinungen nicht zu einer einheitlichen Anschauung gelangt ist. Abgesehen von dem verrät während des jetzigen Krieges selbst die Tagespresse des Auslandes eine bemerkenswerte intime Kenntnis der deutschen Militärliteratur, während die deutsche Presse es bisher nicht für so wendig erachtete, in Deutschland Kenntnisse für die sachliche Arbeit des fremden Militärs zu verbreiten.

Gerade in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg hat man in Deutschland wiederholt in aller Ausführlichkeit und mit militärischer Sachlichkeit die Bedingungen des großen Krieges erörtert. Im Jahre 1909 erschien in dem bekannten Militärverlag von Mittler und Sohn ein umfangreiches, mit genauen Plänen ausgestattetes Werk des Generals Freiherrn von Falkenhäuser: „Der große Krieg der Jetztzeit. Eine Studie über Bewegungskampf der Massenheere des 20. Jahrhunderts“, ein Buch, das nach dem russisch-japanischen Krieg erschienen — unmittelbar in die herrschenden Auffassungen einführte.

Falkenhäuser beginnt zunächst in üblicher Weise mit der Verteidigung des Krieges überhaupt. Er wendet sich gegen die Verhörer, den Krieg abzuschaffen: „In der Jetztzeit braucht der Krieg den letzten Mann, und was ebenso einschneidend wirkt, den letzten Groschen. Dabei ist die Opferbereitschaft des jetzigen Geschlechts für allgemeine Zwecke nicht gewachsen. Vermehrtes Wohlleben bis in die breiten unteren Volksschichten hinein, haben die Liebe zum Leben und Besitz gesteigert. Selbstliche und Eigenmut sind mächtig geworden. Ideale gelten nicht mehr viel. Die Treue zum Herrscher und die Liebe zum Vaterlande werden von bei den Massen einflussreichen Vertretern der jetzigen Richtung unserer Zeit geschildert untergraben. Alles dies schafft einen trefflichen Nährboden für die Bestrebungen derer, die den Krieg beiseite jagen wollen. ... Dichterische und wissenschaftliche, schriftstellerische und bildliche Erzeugnisse wetteifern mit Versammlungen ja Ausstellungen der Friedensfreunde, um durch lebhaftes Schilderung der Greuel des Krieges auf die geschwächten Nerven unserer Geschlechts zu wirken. Aber auch trotz der sogar wiederholten Friedenskonferenzen in Haag werde der erfahrene und besonnene Kriegsmann den Glauben an die Notwendigkeit seines Berufs nicht verlieren. Der Gedanke eines ewigen Friedens sei eine Utopie, er entspreche unklarem Denken und schwächlichen Fühlen.“ Die erste Pflicht für jeden, der mit der Kriegsführung zu schaffen hat, sei es, „mit allen Mitteln anzukämpfen gegen die Gefahren und Hindernisse, welche aus der Abwendung vom kriegerischen Sinn und Denken entstehen. Dagegen wird alle Kraft des Nachdenkens darauf hingelenkt sein, wie man imstande ist, sich gründlich vorzubereiten auf kriegerische Ereignisse, welche die Zukunft, vielleicht die nächste, bringen kann.“

Diesem Zweck dient das genannte Werk „Grundlegend“ für die Strategie des zukünftigen großen Krieges, so meint Falkenhäuser, sei noch immer der deutsch-französische Krieg von 1870/71. „Ergänzend“ sei der russisch-türkische Krieg von 1877/78, der Burenkrieg und der russisch-japanische Krieg von 1904/05 zu berücksichtigen. „Die Bedeutung für die große Kriegsführung wie der deutsch-französische Krieg haben alle diese, auch der letzte nicht, aber sie sind von Wichtigkeit wegen der bei ihnen zutage tretenden fortschreitenden Wirkung der Feuerwaffen und Sprengmittel. Aber das Studium der Kriegsgeschichte genügt nicht, man müsse eine klare Vorstellung von dem zukünftigen gewinnen. Der Krieg der Zukunft sei bestimmt durch die Millionenheere, durch die Massen. Die selbstverständliche Folge der Massenaufgebote und der kürzeren aktiven Dienstzeit ist eine Verringerung des inneren Gehalts der aufgestellten Truppenkörper. Nicht nur der früher nicht in diesem Maße bekannnte, zur Verwendung in zweiter und dritter Linie bestimmten, sondern infolge der für diese notwendigen Abgaben auch derjenigen der vordersten Linie.“ Falkenhäuser empfindet im Grunde das Massenheer als ungesunde Entwicklung. Die Zahl im Krieg sei nicht ausschlaggebend. Aber einwillen müsse man nun einmal mit dem Massenheer rechnen.

Der kommende Krieg ist nicht nur durch die Massen gekennzeichnet, durch die mehr und mehr sich durchziehende Ausgleichung in der Verschärfung der verschiedenen Heere, sondern auch durch die Politik der Bündnisse — die mehrere Völker zugleich in den Krieg ziehen — und durch die Verbindung von Land- und Seerrieg. Schließlich wirkt die vervollkommnung der Technik bestimmend, wenn man deren Einwirkungen auch nicht überschätzen dürfte: „Die letzten Erfolge der Kriegsführung werden immer auf dem Gebiete der lebendigen Kraft liegen.“

Falkenhäuser legt nun folgende Kriegslage zu Grunde: Zu dem verbündeten blauen Heere gehören Deutschland und Österreich; zu dem verbündeten roten Heere Frankreich, England und Italien. Die Schweiz, Belgien, Luxemburg und Holland sind neutral. Die Neutralität der Schweiz wird gewahrt, die der übrigen genannten Staaten von dem roten Heer durchbrochen. Frankreich hat unter Verletzung der Neutralität von Belgien und Luxemburg überziehend mit Truppen des Friedenslandes seine Nord- und Ostgrenze überschritten, England unter dem Schutze einer englisch-französischen Flotte, Truppen in Holland gelandet. Die Verstärkung der deutsch-linseisenbahnen ist an mehreren entscheidenden Stellen in nachhaltiger Weise gelungen. Italien hat das Trentino überraschend besetzt und vereinigt seine übrigen Streitkräfte bei Verona, Venedig, Udine. Deutschland ist infolge der geschlossenen Verhältnisse gezwungen, seine Heere am Rhein und in Süddeutschland zu versammeln. Seine Flotte verhält sich abwartend in Nord- und Ostsee. Österreich wendet sich mit seinen Hauptkräften gegen Italien und verstärkt die deutschen Truppen in Süddeutschland.

Der Verfasser hat hinzu, daß er für sein Schulbeispiel

ebenso gut eine gegen Osten gerichtete Lage hätte annehmen können.

Der Krieg beginnt im April. Die deutschen Streitkräfte gliedern sich in vier Armeen, zu denen als fünfte die österreichischen Hilfstruppen (sechs Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen) kommen. Außerdem stellt Deutschland drei Reiterverbände auf. Die vier deutschen Armeen verjammeln sich am Rhein zwischen Wesel und Nastatt, die drei Reiterverbände in zweiter Linie dahinter. Die österreichische Hilfsarmee wird bei Ulm zusammengezogen. Das große Hauptquartier ist in Frankfurt a. M.

Ein Aufmarsch von 1 1/2 Millionen auf deutscher Seite ist angenommen. Die von Blau besetzte Rheinlinie hat eine Breite von 400 Kilometern. Nach den bis zu 14. April fest eingegangenen Nachrichten sind die roten Truppen inzwischen in das südliche Oberelsaß eingedrungen, haben den Rhein bei Müllheim und Hünningen überschritten; sie haben Neustadt, Freiburg, Breisach, Zabern erreicht. Im nördlichen Oberelsaß wird Schleisstadt besetzt, ebenso Zabern und Saargburg. In Lothringen werden Metz und Trier eingeschlossen. Andere feindliche Truppen drängen durch Luxemburg vor, und durch Belgien; sie besetzen Namur, Lüttich, Brüssel. Belgien hat gegen den Einmarsch der roten Truppen Verwahrung eingelegt und seine Truppen bei Antwerpen zusammengezogen, wo sie von Rot beobachtet werden. Die englischen Truppen besetzen Holland, die rote Flotte beherrscht die Nordsee und ist auch in die Ostsee vorgedrungen.

Dieses Kriegsbild beginnt also mit einer recht ungünstigen Lage der deutsch-österreichischen Truppen. Der Einfall des Feindes geschah so plötzlich, rasch und infolge der Neutralitätsverletzungen so umfassend, daß man, um die Verammlung der blauen Truppen zu sichern, den Aufmarsch nicht mehr an die Grenze verlegen kann, sondern zunächst am Rhein Stellung nehmen muß. Ein Widerstand der belgischen Truppen ist nicht erfolgt. „Er war der großen Überlegenheit gegenüber auch nicht zu erwarten.“ Aber die politischen Wirkungen der Neutralitätsverletzung wird gesagt: „Der Gedanke, infolge des roten Einmarsches die Selbständigkeit zu verlieren, kann eine rot freundliche Haltung Belgiens erschweren. Dann wird Rot auch weiter einen Teil, seiner in Belgien eingedrungenen Kräfte gebrauchen, um die belgischen Truppen und Festungen in Schach zu halten und sie zu verhindern, im Laufe der Ereignisse feindlich aufzutreten. Das unter dem Druck des roten Einmarsches stehende Belgien günstig für sich zu stimmen, wird eine hauptsächlich Aufgabe der blauen Politik sein. Da die Neutralität aber einmal gebrochen ist, kann auch von Blau auf diese keine Rücksicht mehr genommen werden, soweit die jetzt unbedingt an der Spitze stehenden Bedingungen der Kriegsführung dies erfordern. Hieraus wird sich bei günstigem Verlauf der blauen Vorbewegung in weiteren Verlauf der bedeutende Vorteil ziehen lassen, daß die starken Befestigungsanlagen an der französischen Grenze wirksam umgangen werden können. Dieser Umstand wird auf die Maßnahmen von Blau von Anfang an bestimmend wirken.“ Auch die Truppenlandung in Holland findet keinen Widerstand.

Blau hat nun die Aufgabe, sich aus der Zwangslage zu befreien. Es gilt, den Rhein zu überschreiten und nicht in der Verteidigungsstellung zu beharren. Man muß zum Angriff schreiten, durch Vorbringen und durch Belgien vordringen. Am 14. April ist die Versammlung der blauen Truppen bei Saarbrücken, Trier, Aachen, Rottweil.

(Schluß folgt.)

Aus der Geschichte des Brotes.

Unser tägliches Brot, dessen sparsame und rationelle Ausnutzung während der Kriegszeit für Deutschland ein dringendes Gebot ist, blüht auf einer vieltausendjährigen Geschichte zurück. Es hat im Laufe dieser langen Zeitspanne seine Gestalt mannigfach verändert. Die Verarbeitung der Getreidekörner zur menschlichen Nahrung ist ein uralter Brauch, der bis in die fernste historische Vergangenheit zurückgeht. Das Verfahren, durch das man in grauer Vorzeit die Getreidekörner in Mehl verwandelte, war natürlich sehr primitiv. Die Körner wurden nur zwischen Steinen zermahlen; darauf lassen die Hunde schlagen, die man in den Gräbern der Steinzeit, in den Pfahlbauten und an der sagenumwobenen Kulturstätte gemacht hat, wo sich einst das heizumitritene Troja erhob. In allen diesen Ausgrabungsstätten hat man hier und da Brotreste gefunden, und man hat besonders in den schweizerischen Pfahlbauten halbe und ganze Körner von Weizen und Hirse erkennen können. In manchen dieser Reste zeigte sich ganz deutlich eine Vertiefung der Rinde, was darauf schließen läßt, daß dieses „Brot“ entweder in glühender Asche oder auf heißen Steinen gebacken wurde. In der größeren Hälfte des Altertums hatte das Brot, das aus Teig geformt und dann gebacken wurde, eine scheibenförmige Gestalt. So muß auch das bei Homer erwähnte altgriechische Brot ausgesehen haben; spricht doch der Dichter in der Aeneas-Gage von solchem Backwerk, das zunächst als Teller diente und dann selbst verkehrt wurde. Noch bis in unsere Zeit hat sich derartige Scheibenbrot in einzelnen Kulturkreisen der Gegenden Ägyptens und Vorderasiens erhalten. Welches Volk des Altertums zuerst den Sauerteig als treibende Kraft beim Backen benutzte, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, doch nimmt man an, daß die alten Ägypter diese Erfindung gemacht haben. Auch die Bibel kann in dieser Beziehung als Quellenkunde dienen. Sie liefert den Beweis, daß die Juden zur Zeit Abrahams das gesäuerte Brot noch nicht kannten; aber in der moaischen Gesetzgebung steht das Gebot, in der Ostzeit kein gesäuertes Brot zu essen.

Die Griechen haben das Brotbacken höchstwahrscheinlich von den Phöniziern gelernt und dann in seine Zubereitung Abwechslung und Verfeinerung gebracht. Sie benutzten zum Brotbacken hauptsächlich Weizenmehl und erzielten durch Zusatz von Milch, Käse, Öl, Wein, Rohn oder Pfeffer zahlreiche verschiedene Brotarten. Sie gaben aber

nicht den Phöniziern oder Ägyptern die Ehre der Brot-Erfindung, sondern schrieben diese ihrem Gott Dionysos zu, der besonders in Athen als Erfinder des Brotbackens hoch gepriesen wurde, und zu dessen Guldigung bei bestimmten Festen große Brote in feierlichem Zuge zum Göttertempel getragen wurden. Von Griechenland kam die Kunst des Brotbackens nach Italien, wo das Brot dem Gotte Pan geweiht wurde. Daher stammt der lateinische Name „panis“ für Brot. Anfangs wurde es nur im Hause zubereitet, und erst im 2. Jahrhundert v. Chr. wurden die ersten Backöfen eingerichtet. Von den nördlichen Völkern, mit denen die Römer in Berührung kamen, haben zuerst die Gallier das Brot übernommen. Sie sollen es auch gewesen sein, die damit anfangen, beim Brotbacken die Hefe zu benutzen. Verhältnismäßig spät, wahrscheinlich erst zu Anfang des Mittelalters, verstanden die germanischen Völker sich schmackhaftes Brot zu bereiten; denn der aus einer gequollen Mischung von Mehl mit Wasser oder Milch hergestellte Brei, den unsere Vorfahren mit Schmalz genossen, kann wohl kaum als Brot in unserem Sinne bezeichnet werden. Ueberhaupt scheinen die germanischen Völker nicht allzuviel Begabung für die Brotbäckerei gehabt zu haben; es man doch in Schweden noch im 16. Jahrhundert ausschließlich harte, ungegorene Kuchen, die aus Wasser und Mehl geknetet und gebrütet, eine nur wenig schmackhafte Speise gewesen sein müssen. Lange Zeit hindurch wurde fast ausschließlich Roggenbrot gebacken; erst im 18. Jahrhundert bürgerte sich das Weizenbrot allgemein ein.

Einen großen Umbruch nahm das Bäckergewerbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die ersten Teigmäschinen erfunden und zunächst in Oesterreich und in Holland ausprobiert wurden. Diese Rnetmaschinen, die durch mannigfache Verbesserungen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer größere Erfolge erzielten, konnten des hohen Anschaffungspreises wegen anfangs nur in Militärbäckereien und Brotfabriken Verwendung finden, während jetzt mechanische Vorrichtungen zur Teigbereitung wohl in keinem größeren Bäckereibetriebe fehlen. Mit dieser maschinellen Teigbereitung war sowohl Bäckern wie Verbrauchern gebietet. Der Bäcker wurde dadurch von einer langwierigen und sehr anstrengenden Arbeit befreit; die Konsumenten aber gewannen die beruhigende Gewißheit, daß eine Uebertragung von Krankheiten durch den Brotegenuß, wie sie beim Handkneten zu befürchten war, nunmehr so gut wie ausgeschlossen war. Die Arbeit wurde dadurch auch sehr beschleunigt, und heute ist es für den Bäcker ein leichtes, mit Hilfe der Teigmäschin in einer knappen Viertelstunde 75 Kilogramm herzustellen. Dazu kommt noch der Vorteil, daß der Teig durch die Arbeit der Maschine gleichmäßiger geformt und sauberer behandelt wird.

Die große Zeit der Presse.

Unter diesem Titel bringt Erich Schalkijer im ersten Jahrbuch des „Kunstwart“ folgende beachtenswerte Ausführungen:

Wir wissen es vom stolzen Coriolan: man soll seine Wunden nicht auf offenem Markte zeigen. Was man dem deutschen Zeitungsmann immer vorwerfen kann — in diesem Punkte hält er der strengsten Prüfung sich. Er führt täglich die Feder. Er führt sie für eine politische und kulturelle Sache, der er Treue geschworen hat. Er führt sie (und das ist vielleicht sein schönstes Vorrecht) auch für bedrängte Menschen. Wann aber hätte jemand gesehen, daß er sie für die Schmerzen seines eignen Standes führte? Um niemand zu erschrecken: es soll auch heute nicht geschehen. Wir möchten nur eben aussprechen, was ohnehin jedermann im Publikum weiß: daß nämlich die deutsche Presse augenblicklich eine Zeit schwerer Verluste durchmacht. Die deutsche Presse — es klingt beinahe wie eine abstrakte Macht, es jenen aber lebendige Menschen dahinter. Wenn die Presse leidet, wird auch der Zeitungsmann getroffen, und mehr als einen trifft es gram und hart. Nichts desto weniger aber: wer von uns fühlt nicht, daß wir jetzt unsere große Zeit nicht nur als Deutsche erleben, wie alle ändern, sondern auch als Zeitungsmenschen? Die Bedeutung der Presse ist im Frieden ebenso groß. Niemals aber ist sie dem ganzen Volke so greifbar klar geworden. Wer schlingt in dieser ernsten Zeit das geistige Band um uns? Wer trägt die Botchaften des nationalen Gedächtnisses in jedes Haus und jedes Herz? Wer hält die Volksstimmung so zusammen, daß wir uns wie eine große Familie fühlen? Unser aller Herz schlägt bei den Truppen im Felde. Wo aber fühlt der Dahingebiebene diesen Herzschlag des ganzen Volkes? Wo spricht der Schmerz der Mutter in bewegten Verjen? Wo rauscht der Jubel auf, und wo findet der unerbittliche Wille zum Siege seine Worte? Wer sonst auch nie eine Zeitung las: heute siebert er nach ihr. Heute weiß er, daß ein planvoller Volkswille ohne die Presse nicht geschaffen werden kann, und daß wir Zerrüttung und Wirrwarr auf der ganzen Linie haben würden, wenn wir die Presse hinwegdenken sollten. Was ein Zeitungsmann auch sagen möchte, ist nun dieses: vergeht es nicht im Frieden! Ihr müßt endlich lernen, daß die Presse zu den aller, allerwichtigsten Kulturgütern eines Volkes gehört. Gättet ihr das immer gewußt, sie wäre nie in die unerblichen Hände gefallen, in denen sie sich jetzt zum großen Teil befindet. Tut alle Gleichgültigkeit gegen die Presse wie eine schwere Sünde von euch ab. Werft ein Blatt hinaus, wenn es euch die deutsche Kultur vorenthält, um euch den Abhub des Auslandes vorzuführen. Faßt es mit Feuerzange an, wenn es Geist und Willen durch schmutzige Bifanterien zu erlegen wagt. Seid unbarmherzig, wenn von irgendeinem Blatte oder irgendeinem Zeitungsschriftsteller bekannt wird, daß sie sich auf dunkeln Wegen ertappen ließen. Schreibt es fest in euer Herz: sobald in einem Volk die Presse verfaul, wird die Fäulnis zweimal täglich durch Millionen von Kanälen ins Volksleben hineingeleitet. Ein Zeitungsmann ist auch im Frieden im festen Kampf begriffen. Steht ihm bei, wenn ihr seine Sache für gerecht haltet. Um der Sache und um euer selbst willen.

ite 8.

gef. 9 cm.
31 cm.

bruar
heute

Zeitungen
schließen

zahl

en Monat
uar uns
g in der
Zukunft
wir nicht
für jeden

freund

& C

den

nte

fa. 5

en

fa. 0

den

ig.

en

fa. 0

den

fa. 0

Aus Feldpostbriefen.

Allerhand von draußen.

Nr. 676.

In einem Feldpostbrief schreibt uns freiwilliger Krankenpfleger Genosse Grünbaum:

Bald vielseitig, bald eintönig verläuft abwechselnd unser Leben. Im Gegensatz zu der Arbeit des freiwilligen Krankenpflegers im Heimatort tritt hier unsere Beschäftigung hier draußen auf die mannigfaltigsten Gebiete, darunter besonders auf das Einrichten der Lazarette. Von den paar Monaten, die ich draußen bin, waren es daher nur einige Wochen, in denen mir spezielle Pflegebedürfnisse oblagen. Und auch in diesen Wochen waren es keine Verwundeten, die meiner Pflege unterstanden, sondern Kranke, die von den Strapazen des Felddienstes auf Lager geworfen wurden. Umständlich deren Sturz auch nicht der Vorbereitung des von der Kugel getroffenen Soldaten, so sind sie doch ebenso wie diese in der Erfüllung der Vaterlandspflicht vom Geschick betroffen worden. Die gleiche Sorgfalt wie den tapferen Verwundeten gebührt daher auch ihnen und wird ihnen auch zuteil. Und zwar umso mehr, als es vielfach ältere Jahrgänge oder auch Leute mit schwächerer Konstitution sind, aus denen sich der Krankenbestand rekrutiert. Wir sind daher bemüht, das Los dieser Armen so angenehm als möglich zu gestalten: Jomohl durch unsere Wärter- und Pflegebedürfnisse wie vor allem durch eine Reihe Liebesdienste, mit denen man das Herz der Kranken erfreuen kann. Sieht man dann schließlich allmähliche Genesung bei dem Kranken und ist er erst gar so weit, wieder zur Truppe abzugehen, so gewährt jeder neue Fall frische Befriedigung.

Jedoch nicht immer ist der Ausgang ein glücklicher. Gar mancher geht den Weg, von dem es keine Rückkehr gibt und geht sich zu den Kameraden an der Friedhofswand, wo deutsche Soldaten zu ewigem Schlaf versammelt sind. Ein trauriges Bild ist dieses Dahinschieden im Krankenbett für den Soldaten. Groß und munter, sieghaften Geistes verließ er die Seinen; schimmerten Jähres der feindlichen Kugel harrend. Und nun liegt er da, unberührt vom Feinde, jedoch vom Tode getroffen von innerer Krankheit. Einer von diesen Verdauernswerten war es, den ich dieser Tage erst wieder beim letzten Gang begleitete. Das ganze Leben unserer Tage finden wir dann in einem solchen Fall befruchtet. Wenn wir dann erst an die Hinterbliebenen des Dahingegangenen denken, an sein Weib und seine Kinder, die nichts davon wissen, daß ihr Ernährer bereits draußen unter französischer Erde schlummert... schauernd frampft sich da das Herz zusammen und mit Bitterkeit gedenken wir daran, die Verantwortung für all das unermessliche Elend tragen.

Neben den Siegesnachrichten der deutschen Heere bilden die Besorgnisse von daheim einen Lichtpunkt für das Krankenlager. Es kam mir daher ziemlich erwünscht, als ich dazu bestimmt wurde, während der Weihnachtswoche die Krankenpost der Etappenlazarette meines Standortes zu erledigen. Mit welcher Freude die Kranken und Verwundeten die Briefchen und Briefchen aus der Heimat begrüßen, läßt sich kaum schildern. Kommt es zwar so mandmal vor, daß der Krankheitszustand den Empfangern nicht erlaubt, den zur Erquickung gedachten Inhalt des Briefchens zu genießen und muß man ein andermal wieder Ratete und Besuche zurückgeben lassen, „weil Absicht verstorben“, so verfährt man mit diesen traurigen Erscheinungen das freudetrübende Gesicht, mit der jede Mitteilung von zusaue in Empfang genommen wird. Auf eine Schwierigkeit bei der Postbestellung sei bei dieser Gelegenheit auch aufmerksam gemacht: die Adressenänderung. Der Laie kann sich gar keine Ahnung davon machen, wach roger Postverkehr von der Heimat nach dem Felde besteht und wie schwierig es dann ist, die schnell sich ansammelnde Post an den Empfänger zu bringen, wenn dieser einmal seine Adresse ändert; geschweige, wenn dies gar mehrmals geschieht. Ich glaube, manche Klagen über die Feldpost würden verschwinden, wenn an die Schwierigkeiten dieses Apparates gedacht würde, dem eine geraube kaum zu bewältigende Arbeit obliegt.

Zum Schluß sei noch kurz unser Verhältnis zur französischen Bevölkerung erwähnt. So festlich es auch klingt: die Zivilbevölkerung der von den deutschen Truppen besetzten Gebiete glaubt immer noch an einen endlichen Sieg der Triple-Entente und jeder Versuch, die Franzosen von diesem Glauben abzubringen, scheitert. Im übrigen aber stehen wir zur Bevölkerung, denen wir oft von unsern Gabelnspitzen spenden, in einem sehr einträglichem Verhältnis. Wenn auch ihre Wünsche, wie leicht erklärlich, dahin gehen, wie daß wir weit von ihnen fort sein möchten, so sind sie doch im persönlichen Verkehr höflich und zu allen Hilfestellungen bereit. Die Kultur des 20. Jahrhunderts hat — wenn sie auch mancherorts ein Debaüle erlebte — die Menschen doch gelehrt, Mensch und Feind zu trennen: eine Ertrugensfähigkeit, die nach einem glücklichen Frieden hoffentlich dazu beiträgt, manch unglückselige Verwirrung bei den Nationen Europas zu beseitigen. An diese hoffentlich nicht mehr allzuferne Friedenszeit zu denken, geben gerade die jetzigen Festtage Anlaß. Denn trifft man auch draußen hier und da Bekannte und Freunde von daheim — erst neulich traf ich den Genossen Stadtrat Bonning aus Karlsruhe, als er einen Liebesgabentransport aus der Heimat zur Front begleitete —, so erwacht doch immer wieder das Sehnsuchtsgefühl nach der Heimat auf neue. An der Schwelle des neuen Jahres ist das Ziel unserer Wünsche, daß das kommende Jahr dem deutschen Reiche baldigst einen siegreichen Frieden bringen möge, der die Möglichkeit schafft, mit den hoffentlich allgemach zur Vernunft kommenden Gegnern an der Weiterentwicklung einer friedlichen Kultur zu arbeiten.

Ein Sappenangriff.

Der deutsche Generalstabsbericht erwähnt dieser Tage, daß ein französischer Sappenangriff südlich St. Mihiel abgewehrt worden sei. Was unter einem Sappenangriff zu verstehen ist, mag die Schilderung eines solchen, den die deutschen Truppen schuldig gemacht wurden, durch den Kriegsbereitschaftler des „Berliner Bund“ erläutern:

Wir besichtigen jetzt den Sappenangriff. In zweiwöchiger harter Arbeit wurde die Bergtruppe den Franzosen abgerungen. In dem dichten Unterholz lagen die französischen Schützen verhehrt und beschoffen jeden Mann, der sich zeigte. Ein Vorstoß des Angriffs war nur mit der Sappe möglich. Im Schutze des nächtlichen Dunkels schloß sich zuerst eine deutsche Schützenlinie am Berghange fest. Jeder einzelne Schütze schürfte den steilen, steinigen, wurzelreichen Baldboden des Hanges an und schloß sich so eine Deckung, so gut es ging. In einer der folgenden Nächte schloß die Schützenlinie sich bis zwanzig Meter vor, schürfte wieder und suchte hinter der aufgeworfenen Erde Deckung. Deutlich sind diese stufenweise ausgehobenen Stellungen noch zu erkennen. So wurden die Franzosen Schritt für Schritt den Berg hinauf zurückgedrängt. Die Wegnahme der oberen Hälfte des Berges aber gelang nur im planmäßigen Sappenangriff, der nur jetzt inoffiziell genau verfolgt werden kann. Da wurde zunächst ein erster Schützengraben erstellt, von hier aus ein Annäherungsgraben schräg aufwärts vorgetrieben, ein zweiter Schützengraben ausgehoben und besetzt. Von hier aus wurde die Arbeit in gleicher Weise fortgesetzt, wieder zuerst mit einem Annäherungsgraben, der im Abstand auswärts führte und von dem aus nach beiden Seiten hin der dritte Schützengraben ausgehoben und besetzt wurde. Nun kam die Entscheidung um den Besitz des Berges. Als die Franzosen bemerkten, wie die Deutschen Stufe für Stufe in hienematischen Sappenarbeit

bortrücken und sich in den Gräben gebildet einrichteten, begannen sie von der jenseitigen Seite des Berges ebenfalls Schützen- und Sappenarbeiten vorzutreiben, um den Deutschen zuvorzukommen. In diesem Wettraben kamen die beiden deutschen Käufte zuvor. Die Sappenarbeiten erreichte die Bergspitze zuerst. Als auf acht Meter waren die Franzosen herangekommen, als die Deutschen oben erschienen und die mit einer Jellensburg gekrönte Bergspitze in Besitz nahmen. Es ist eine ungeheure Arbeit, die hier unter dem feindlichen Feuer geleistet worden ist. Nicht mehr als zwei Mann konnten gleichzeitig im Annäherungsgraben arbeiten. Der eine rückte, der andere schaufelte und warf die Erde rechts und links als Deckungswall auf. Dabei mußte äußerste Vorsicht beobachtet werden. Mancher Fehlschlag wurde mit einem französischen Geschosspfeil gestempelt, und wehe der Hand, die bei der Arbeit zu hoch gehoben wurde — flugs sah eine französische Kugel darin.

Nach neun Schlachten.

Die nachstehenden Zeilen sind von einem im Osten stehenden Berliner Architekten an einen bekannten Berliner Maler gerichtet.

... Nun, lieber Freund, etwas von Kriege! Ich habe bis heute neun Schlachten und zum Teil schwere Gefechte mitgemacht, und abgesehen von einem Streifzug an der rechten Hand bin ich Gott sei Dank immer mit dem bekannten blauen Auge daangekommen. Tag und Nacht in Gefahr, das kumpft ab; die Gefahr reizt nicht mehr, Granaten, Schrapnells und Stachelstiefeln hört man kaum noch. Das Unheimliche dabei, seinen Feind zu sehen, und dabei fallen rechts und links die Kameraden, oft mit schrecklichen Wunden. Werden wie Drahtseile sollst Du haben —, und dabei kam man in Berlin keine Pflege kaputt machen. Ich habe viele Schlägen entworfen, und viel, viel kann ich Dir erzählen. Aber das einzig Schöne ist die Kameradschaft, das Zusammenhalten in Not und Tod, keiner würde den andern im Stich lassen, und koste es das Leben. Seit dem 20. September haben wir kein Bett gesehen, auch haben wir uns noch nicht gewaschen. Und ungeachtet dieser, sowie einer Vollarbeit und Nöthchen an den Ohren. Sonst alles schön heldtun, namentlich Hemd und Wäsche. Die Gegend hier ist vollkommen verunreinigt, kein Dorf, kein Gehöft mehr zu kommen, alles ist zusammengebrochen, abgebrannt, ausgeplündert und zerstört, kein Bräunen, keine Bräunen. In der ersten Zeit war auch noch alles Vieh: Pferde, Schweine, Kühe, Kälber usw. Hier; das ist aber jetzt fast alles abgetrieben, der Rest verhungert, soweit nicht das Vergnügen in unsern Magen erfolgte. Wie es hier aussieht, lieber Freund, gehen Dir einige Karten, die ich Dir in den nächsten Tagen schicke. Die Wirkung dieser modernen Geschütze ist furchtbar, und erschreckend die Treffsicherheit auf große Entfernungen, zum Beispiel ein Wasserzurm in 6000 Metern Entfernung, drei Schuß — einer vorn, einer dahinter, aber der dritte sitzt mitten drin.

Ich glaube, hier im Osten geht's jetzt zu Ende. Den Russen geht die Puste aus; trotz der riesigen Mengenmasse fehlt es noch meiner Ansicht nach an dem richtigen Offiziersmaterial. Bannig fast ist, besonders des nachts, und froh ist jeder, wenn er mal die Füße in Stroh stecken kann; Feuer ist abkommandiert, am Tage des Rauchs wegen, und des Nachts des Feuerlichts wegen; denn die Russen scheßen gut und können auch zielen. Ueberhaupt macht man sich ein ganz falsches Bild von dem russischen Gegner; er ist wohl ausgerüstet und gut geübt, nur die Führung taugt nichts. Außerdem ist die Verpflegung der Russen schwierig, wie wir von den Gefangenen hören.

Hätte Dir schon längst öfter geschrieben, aber erst in den letzten acht Tagen ist etwas Ruhe, sonst Tag und Nacht auf den Beinen, marschieren, marschieren, marschieren. „Naus aus die Kartoffeln“ — ein in die Kartoffeln, und wenn Du wirklich mal eine halbe Stunde in irgend einer halbherzigen Scheune liegt, so hast Du nicht Lust zum Schreiben, oft kein Papier, meist bist Du so abgeplündert durch alles Erlebte, daß Du gar nicht ans Schreiben denkst, dazu müde durch das schwere Gepäck und all das, was drumrum kommt. Na, wirst schon Bescheid wissen.

Was fragst in Deinem Briefe, ob ich was zum weiblichen Bohl brauche; viel Dank, Freund, sende mir nichts, ich habe soviel von Freunden und Bekannten erhalten, weiß nicht wohin; ein Leinwand ist kein Möbelwagen, aber ein Briefchen öfter mal, sein auch klein, dafür bin ich herzlich dankbar. Man wird bei Bescheid im Krieg, unter all dem Elend; für ein gutes Wort ist man dankbar, hats auch oft nötig. Die stillen Stunden sind die schlechtesten, denn kommt man ins Sinnieren. Noch nicht wackeln über alles Erlebte und Gesehene, daher suchst auch jeder die Kameradschaft — unbekannt — insinkt —, nur um nicht allein zu sein. Komisch, aber wahr und oft von mir beobachtet. ... (Mein. Fig.)

Kleine Nachrichten.

Kriegsalgenhumor. Ein Mitarbeiter erzählt der „Frankf. Zeitung“ folgende Feld-Anekdoten: Die Bayern am Logementkamm hatten, wie bekannt, einen schweren Stand gegen die von den Vätern schließenden Senegalschützen. Den letzteren mit der Stimme zu Leibe zu gehen, haben die Bayern jetzt aufgegeben. Sie sehen sich einfach unter die besonnenen Bäume und rauchen eine der Weibnachts-Liebeszigarren. Nach einer Viertelstunde fallen die schwarzen Däusel tot vom Baume herab. — Wenn nicht glaubt, iststet eine gute Liebeszigarre!

Warum haben die französischen Bauernhäuser so wenig Fenster? Immer wieder wundern sich unsere Truppen, warum die französischen Bauernhäuser so wenig Fenster haben. Es kommt dies zunächst daher, daß die Bauart des französischen Bauernhauses direkt auf das römische oder altitalienische zurückgeht. Die besten hatten noch Grotto meist runde Häuser, während die Italiener von früh an vieredrige, meist fensterlose Häuser besaßen, die ihr Licht durch die Türe und von oben durch einen offenen Rauchausgang hatten, woraus sich später bei den städtischen Villen das Atrium herausbildete. Diese durch das Klima bedingte Bauweise trifft man übrigens im ganzen Süden und im Orient. Da nun der Franzose trotz seiner revolutionären Tendenzen im Grunde genommen sehr konservativ ist, so ist auch heute noch das französische Bauernhaus durchaus altbäuerlich. Ferner haben die Franzosen eine Unzahl Steuern. Eine solche Steuer ist die 1798 eingeführte Fenstersteuer. Für jedes Fenster muß eine bestimmte Steuer bezahlt werden. Wer also in der Lage ist, prächtig zu bauen, und seinem Haus viel Licht und Luft zuzuführen, hat dem Staat dafür entsprechend zu zahlen. Lange schon kämpfen französische Ingenieure gegen diese unsinnige und rohe Steuer, die allerdings dem französischen Staate jährlich 60 Millionen einbringt.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.) Die Sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. Bloch (Administration: Berlin W. 9, Potsdamerstraße 121), die fortan alle 14 Tage erscheinen, haben schon das 1. Heft ihres 21. Jahrgangs herausgegeben. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Wolfgang Dörmann, Mitglied des Reichstags: Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale. — August Wilmig, Mitglied der Hamburger Bürgerstadt: Der Krieg und die gewerkschaft-

liche Internationale. — Max Schippel: Engländer Wirtschaftskrieg und amerikanische Interessen. — Julius Kautski: Unsere wirtschaftliche Kriegsvorbereitung. — Emil Moth, Vorsitzender des Deutschen Buchbinderverbandes: Weltwirtschaft, Krieg und Gewerkschaften. — Edmund Fischer, Mitglied des Reichstags: Kriegsvorbereitung und Armenwesen. — Henriette Fritsch: Ein Beitrag zur Bevölkerungspolitik. — Frauenbewegung von Wally Zepher. — Biologie von Dr. Wolf Koelsch. — Psychologie von Georg Chahm. — Sozialwissenschaften von Dr. Conrad Schmidt. — Bildende Kunst von Asbeth Stern. — Technik von Dr. Heinrich Aug. — Kunstgewerbe von Paul Westheim. — Aus der Zeit. — Der Preis des Heftes beträgt 50 Pf. Zu haben in jeder Buchhandlung, in den Kiosken und Buchhöfen, bei allen Korbporturen, ferner zu beziehen durch jede Postanstalt sowie direkt durch den Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin W. 9, Probehefte werden auf Verlangen vom Verlag jederzeit kostenfrei übersandt.

Blutus. Kritische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernhart). Inhalt vom 2/4. Heft des 12. Jahrgangs: Helfferich. — Verhältniss Midreit. Von Whjon. — Deutscher Bankkalendar (4. Quartal 1914). Von Dr. Josef Roewe-Berlin. — Revue der Presse: Der Wertpapierbesitz Frankreichs. — Die industrielle Entwicklung Russlands. — Wiedereröffnung der Londoner Börse. — Die Handlungsgesellschaften zur Kriegszeit. — Städtische Mietunterstützungen. — Sondersteuer für Gewinne aus Deereslieferungen. — Die Deutschen Privatnotenbanken bei Jahresabschluss. — Das italienische Wirtschaftslieben im Kriege. — Die wirtschaftliche Lage in Holland. — Umchau: Der Streit ums Kriegsgeld. — Steuererklärung. — Auskunftsleistungen. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Julius. — Blutus-Merkmal. — Antworten des Herausgebers. — Blutus-Archiv: Chefs und Angehörte. — Neue Literatur. — Generalversammlungen. — (Monument vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Blutus-Verlag 4,50 M. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Blutus-Verlag, Berlin W. 62, Kleiststraße 21.)

„In freien Stunden“ — ein neuer Halbjahresband. Der Schatz guter Erzählungsbücher, den unser Berliner Arbeiterverlag seit Jahren für das arbeitende Volk bereichert, hat sich um ein neues Stück vermehrt: über 600 Seiten stark liegt ein neuer Band der von Kreganz redigierten Wochenzeitschrift „In freien Stunden“ abgeschlossen vor, der sechsunddreißigste Halbjahresband des bekannten Unternehmens. Damit haben wir nun eine eigene, durch neue gutgedruckte Bilder von Max Engert besetzte Ausgabe des großen fertigen märchenhaften Romans von Alexis: „Die Hofen des Herrn von Wredow“ und zugleich eine Ausgabe von Otto Ernsts Bildungsroman „Semper der Jüngling“, zwei Autoren, die zu den lebendigen unserer Zeit gehören, weil sie Menschliches mit edlem Humor erfassen und mit vollstimmig gefunder Kraft wiedergeben. Fünf gute Erzählungen von Hjörson, Hartmann, Kollhof, Krauß, Nixth stehen daneben, eine Menge Wissenswerte ist in kleineren Aufsätzen geboten und wer nach unterhaltendem Scherz verlangt, auch dem wird geholfen. Wir freuen uns dieser neuen Gabe, die den Büchereien im Verein und Haus willkommen sein mag. Sie ist ein Schmauk innen und außen und damit hoffentlich ein guter Werbend auch für die Wochenzeitschrift.

Der Band kostet auf gutem Papier gedruckt in Beinen gebunden 4 M., der Halbjahresband 5 M. Die Wochenzeitschrift „In freien Stunden“ kostet 10 Pf. pro Heft. Alle Parteibuchhandlungen hatten den Band vorrächtig und nehmen Bestellungen auf die Zeitschrift entgegen.

Wachfeuer. Das soeben erschienene 14. Heft des ersten der 2. Jahrgangs enthält: Johannes Trojan „Zum neuen Jahr“, Cornelius Gurlitt „Durchhalten“, — Emil Rottner „Der englische Reimede Fruch“, — Hans Polak „Campelmannwäcker“, — Erich Rüttner „Reichsbesatz an England“, — Ernst Bischoff-Gulm „Ohne Heim“, — Neemt Rooschen „Lolwund“, — Brinkmann „Gardesfischer Blüchheit mit dem imöischen Rajha“.

Fachblatt für Holzarbeiter. Heft 1 des 10. Jahrgangs, Januar 1915. Herausgegeben von Deutschen Holzarbeiter-Verband im Berlin. Mit dieser Nummer tritt das Fachblatt in seinen 10. Jahrgang ein, den es mit einem Aufsatz von Robert Breuer über „Das deutsche Möbel“ und mit Illustrationen dazu aus der Entwicklung des letzten Jahrzehnts einleitet. Der Redakteur findet reiche Belehrung in den Aufsätzen über „Konstruktive Möbel“, „Merkei Türen“ und „Arbeitsverhältnisse“, denen sämtlich Konstruktionszeichnungen beigegeben sind. Das Fachblatt für Holzarbeiter erscheint am 15. jeden Monats und ist gegen 1,20 M. pro Vierteljahr von allen Postanstalten, Buchhandlungen sowie direkt von der Expedition, Berlin SO. 16, Am Köllnischen Park 2, zu beziehen.

Das 2. Jahrgangsheft der allbekannten „Großen Modenwelt“, Verlag J. S. Schwirmer, G. m. b. H., Berlin W. 57, Kurfürstendammstraße 15-16, wendet der Selbstverfertigung von Bachschis und Wärmehütern ein besonderes Interesse zu, das zweifelslos von den vielen Frauen, deren nächste Verwandten im Felde stehen, mit großem Dank begrüßt werden wird. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fachzeitschriften (man achte genau auf den Titel!) zu M. vierteljährlich, wofür 6 Nummern geliefert werden, nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Probenummern bei eriterem und dem Verlag J. S. Schwirmer, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Bekennnis.

Der „Simplicissimus“ bringt folgendes Gedicht von einem Arbeiter:

Zimmer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort, auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort Deutschland!

Unsere Liebe war schweigend; sie brütete tiefersteckt. Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgedreht. Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus, und sie schreiet gelassen durch Sturm und Wettergraus, Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund, stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund, Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum. Unser blühendstes Leben für deinen dürftigen Baum. Deutschland!

Zimmer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr, daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war. Denk es, o Deutschland!

Werfet gelesene Nummern nicht weg, sondern gebt sie zur Agitation weiter.